

»Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!«

Eine Geschichte will ich erzählen, die nichts mit Weihnachten zu tun hat, aber sehr wohl hätte an Weihnachten passieren können.

Sehr kalt muß es gewesen sein, damals, im Winter 1773/74. Der Main war völlig zugefroren, überall fester Spiegelboden, glatte und leicht verharschte Flächen, so weit das Auge in beide Richtungen reichte.

Buntes Gewimmel auf dem Eis. Ich stelle mir die Menschen der damaligen Zeit vor – in Mänteln und Jacken, mit Handschuhen, Schals und Mützen, mehr oder weniger vermummt wegen der grimmigen Kälte, aber bewegt, gesellig, bunt und fröhlich.

Die Jugend mit roten Backen und lebhaften Augen, die Lungen voll von frischer Luft, die Atemluft dampfend, möglichst den ganzen Tag waren sie draußen, dunkel wurde es ohnehin zu früh, schnallten die sogenannten »Schrittschuhe« nur kurz (und unwillig) für das schnell hinuntergeschlungene Mittagessen ab, verabredeten sich, trafen sich wieder, zeigten einander ihre Kunststücke, imponierten der Jungdamenwelt am Spiegelufer, zogen gewichtig ihre genau zirkulierten Bahnen, schauten auch gelegentlich mal nach den Vehikeln unter ihren Füßen und prüften fachmännisch die aufwärts gebogenen Kufen ihrer »Schrittschuhe«. Der Wortstreit war wohl nur den Gebildeteren unter ihnen bewußt – »Schrittschuh«, oder doch schon mal vereinzelt das noch belachte Wort »Schlittschuh«, als sei ein kleiner, einkufiger Schlitten untergeschallt; sogar Klopstock hatte sich eingemischt.

Das alles galt allenfalls der Überlegung danach, störte nicht das Eisvergnügen in frischer Luft, in bunter, geselliger Versammlung, einzeln und doch in Gesellschaft, Freude in den geröteten Gesichtern und auch Stolz auf die eigenen Künste.

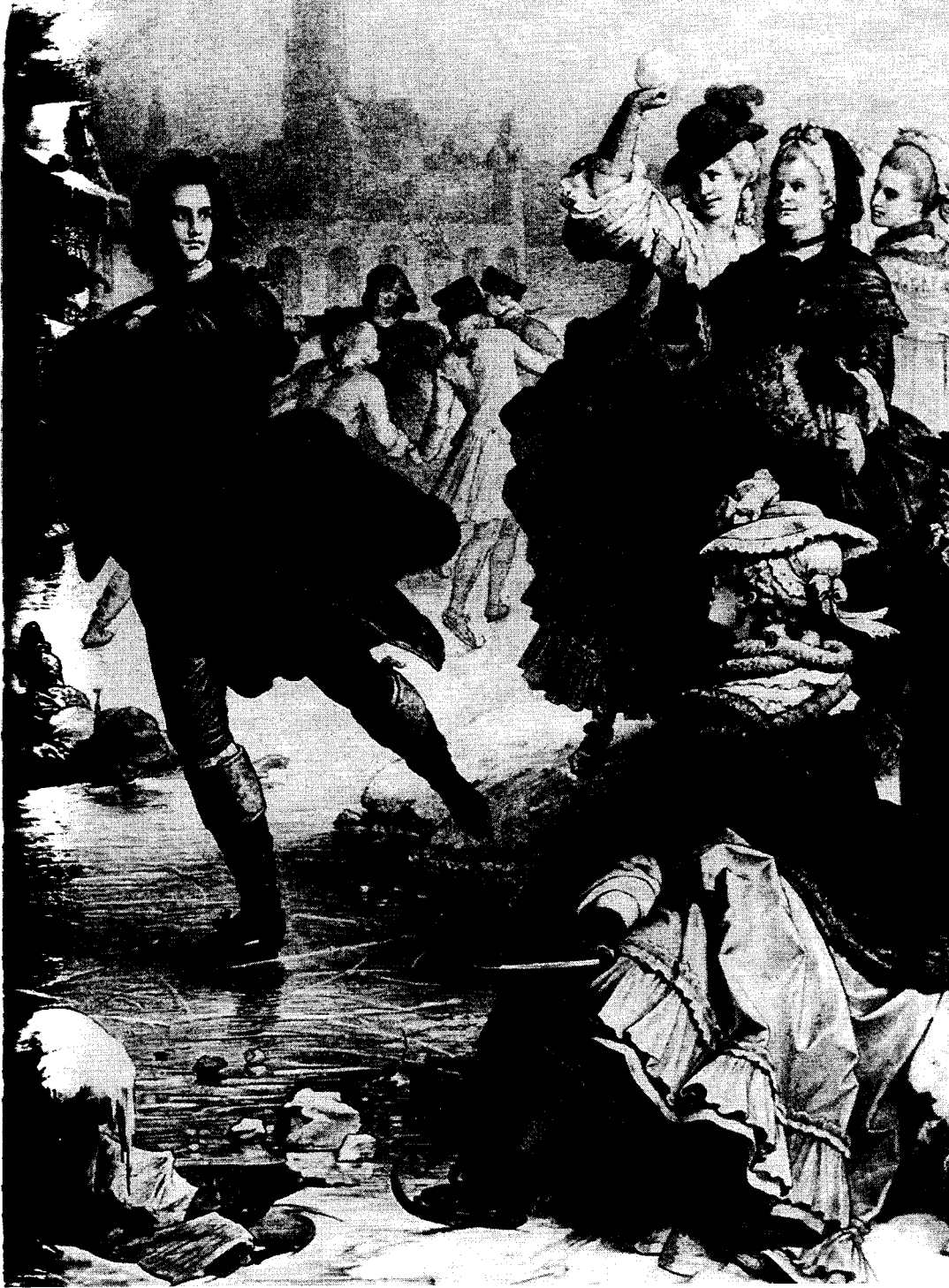
Gelegentliche Stürze waren schnell vergessen, man half einander hoch, klopfte ein wenig den Schneestaub von den Kleidern – weiter ging's auf selbst gewählter Bahn, immer fand sich noch eine Lücke, durch die man hindurchsauste, bis zur Brücke und dann wieder zurück, mit lang ausholenden Schritten, den Oberkörper ein wenig gebeugt in der Anstrengung des Schwungholens, dann stolz aufgerichtet im Auskosten der freien Fahrt und des Gleitens, auch schon mal die Arme verschränkt, stolzen Blickes, voller Genugtuung, schaut her, schaut her, ich bin's, ich sause, ich gleite, ich schwebe...

Unter ihnen der junge Goethe, Johann Wolfgang, schon den ganzen Tag ist er auf dem Eise, einer der schnellsten und kühnsten, eine schöne Erscheinung, groß gewachsen, mit langen braunen Locken, roten Wangen und funkelnden braunen Augen.

Das Mittagessen hat er verschlungen, schon ist er wieder da in dem bunten Gewimmel auf dem Main, zieht kraftvoll seine eigenwilligen Bahnen, findet immer ein Schlupfloch, ist als erster an der Brücke, eilt seinen Freunden voran, feuert sie lachend an, den Lockenkopf ihnen zugekehrt, beflügelt scheint er zu sein, ein Hermes auf dem Eise, ein Götterbote, den die anderen bewundern, sich abmühen, es ihm gleich zu tun, an Leichtigkeit, Gewandtheit und Schnelligkeit.

Ein Lachen, ein Prusten, ein Hin und Her, ein Auf und Ab – ein Teufelskerl, dieser Goethe vom Hirschgraben. Die Sonne strahlt, das Eis glänzt, fast muß man die Augen ein wenig zukneifen wegen des gleißenden Lichts, doch keiner der Jungen spürt die Kälte an diesem 23. Januar des Jahres 1774 in Frankfurt – voller Wärme sind sie, voller Bewegung und Kraft.

Die Eltern werden bald kommen, eine wichtige Kulisse an den Ufern bilden, die die Jugend noch mehr anspornt, zu



»... unter ihnen der junge Goethe, ein gleißender Paradiesvogel,
mit langer Schleppe bis zu den Waden ...«

Wettkämpfen und Schauläufen geradezu herausfordert. Da, da drüben ist gerade jemand gestrauchelt in dem Getümmel, landet weich auf glatter Fläche, rutscht auf den Kleidern noch einige Meter, schon sind andere bei ihm, helfen ihm auf – schon lacht er wieder, wird abgeklopft, weiter geht es mit Leichtigkeit: Schwung holen, gleitenlassen, aufrichten, die Arme verschränken, schauen und genießen.

Die ersten Eltern treffen ein. Johann Wolfgang, hinten an der Brücke, hebt eine Hand über die Augen, späht hinüber zum Ufer, schon hat er die Mutter erkannt, im Wagen sitzt sie, hat ihren weithin leuchtenden, roten Sammetpelz an, den er so liebt, vorne mit goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, unten mit Zobel verbrämt.

Seine Mutter, Frau Rat Goethe, jugendlich ist sie und die Schönste unter den Frauen. *Seine Mutter*, stolz ist er in diesem Augenblick; schon schwebt er heran, Sohn Hermes, entfernt sich von der Freundesschar, atemlos kommt er an, am Ufer, ohne die Schrittschuhe abzuschnallen watschelt er mit auswärts geknickten Füßen auf die Kutsche zu, friert plötzlich, hält sich am Kutschenrand, hustet, verschnauft ein wenig, strahlt in das lächelnde, doch auch besorgte Gesicht der Mutter, bittet:

»Geben Sie mir Ihren Pelz, liebe Mutter, bitte!«, schnauft, hustet wieder, nimmt ein Taschentuch.

Frau Aja, ohne sich zu besinnen, öffnet die Schnüre, die Quasten, nimmt den Pelz von den Schultern – gibt dem Sohn auch noch die Pelzmütze, die er vergessen hat – Wolfgang hängt ihn sich um, den leuchtenden Pelz, rot und lang und weiblich, nimmt auch die überflüssige Mütze; die Freundesschar ist inzwischen hinter ihm, eine atemlos dampfende Wand mit ungläubig staunenden Gesichtern, ihr Freund in rotem Pelz, mit langer Schleppe, lässig drapiert, nur notdürftig verschlossen – dazu die Mütze spöttisch auf den Locken – auf geht's nach einigen Staunsekunden, schon ist er wieder mitten auf dem erstarrten Flusse, die lustige Verfolgungsjagd beginnt

von neuem, nun erst recht und farbig motiviert: ein gleißender Paradiesvogel vor ihnen, mit langer Schleppe bis zu den Waden, oben die braune Mütze – gegen die Sonne müssen sie jagen, den glitzernden Vogel, er ist der Schnellste von ihnen, entgleitet ihnen mühelos, schon ist er hinten an der Brücke, dreht, kommt ihnen flugs wieder entgegen, während die Verfolger mühsam abstoppen, die Kufen heben, das Eis ritzen, daß es spritzt.

Dann hält er, mitten auf dem Eis, sucht eine etwas verharschte Fläche – da, da drüben liegt ein wenig Pulverschnee, ganz wenig nur; ehe die anderen begreifen, läuft er, der Mutter zu Ehren ein großes M, doppellinig und mit akrobatischen Wendungen, setzt an mit einem Schnörkelbogen, zieht hoch und runter steile V-Bahnen, endet wieder im Schnörkelbogen – schaut auf sein Werk. Die anderen stehen und schauen, verständnislos, erahnen die imaginäre Figur, mehr als daß sie sie sehen.

Wolfgang umkreist das Gebilde, betrachtet es von der Gegenseite, meint ein »W« könne es so gesehen auch sein, für Wolfgang oder Werther – und hier und hier, er kratzt ein wenig mit erhobener Kufe, hier die Schellen der Narrenkappe.

Dann blitzt er sie an, die Freunde, aus strahlenden Augen, die lachen, schütteln auch wohl die Köpfe, mischen sich in das Gewimmel, bunt und fröhlich, und Wolfgang winkt noch der Mutter am Ufer, während schon wieder andere die seltene Erscheinung begaffen, die fast feminine Schönheit im Pelz, den er schon fast vergessen hat, weg von dem Schriftzug gleitet er und denkt, während eine Idee in ihm keimt:

Das ganze Leben müßte so sein, so im Fluge, so zeitlos und in Schönheit, bei Sonne und Eis.

Das ganze Leben!